

Tröstliche Gedanken an den Tod

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **39 (1968)**

Heft 11: **Altersfragen II**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wird aber — wenn diese Altersveränderungen krankhafte Intensität annehmen — aus dem *raschen Vergessen* des eben Mitgeteilten oder eben Erledigten heraus verständlich. Nimmt die Umwelt später darauf Bezug, kann man ihr keinen Glauben schenken, weil man sich ja selber nicht daran erinnert. Also behauptet — vom alten Kranken aus gesehen — der Gesunde etwas, das nicht ist, folglich wollte er den Betagten belügen!

Bei den Durchblutungsstörungen des Gehirns, welche auch durch Zusammen- und Einwirken von ausserhalb des Gehirns liegender Kreislaufschwäche auf ein altersgeschwächtes Gehirn zustande kommen können, ist wiederum verständlich, dass, wenn die Kreislaufschwäche grösser oder geringer wird — beim Greis genügt dazu eine Aufregung, eine Ermüdung —, nun solche Vergesslichkeit, solches Misstrauen ganz plötzlich zutage treten können, ebenso plötzlich aber wieder ganz angepasstem und unauffälligem Verhalten Platz machen. So verkennen wir dann die dahinter liegende Alterskrankheit und lassen nun den darunter Leidenden — «weil er ja ganz normal sein kann» — erziehe-

rische Repressalien spüren, die dann natürlich nur Leid zufügen.

Wenn schliesslich durch solche Vorgänge der ans Verstehen appellierende Umgang unmöglich werden sollte, der Greis uns gleichsam entrückt wird, besteht Hoffnung, dass selbst dieser noch wieder wie ein Kind auf einer gefühlsansprechenden Ebene zu erreichen bleibt. Ein des geistigen in Beziehungtretens nicht mehr mächtiger Alterskranker ist meist doch noch empfänglich für ein Lächeln, für eine freundlich zuwendende Bewegung und lässt darauf doch noch eine positive Veränderung erkennen.

Es sollten am Lebensende äussere Verluste durch Verinnerlichung ersetzt sein. Diese schon immer schwere Aufgabe überfordert infolge zusätzlicher Anpassungsschwierigkeiten an eine sich enorm rasch ändernde Umwelt viele. So braucht es heute ganz besondere Zuwendung, um diese Krise durchzustehen. Dann darf die Ueberalterung, wenn dieses Ziel erreicht sein wird, wieder als Alterung bezeichnet werden.

Dr. U. Wissler (im Schaffhauser «Kirchenboten»)

Tröstliche Gedanken an den Tod

Von Maria Dutli-Rutishauser

Nie, wie in den Tagen, wo sich die Natur allen Schmuckes entäussert und der Winter einzieht, wird uns bewusst, wie kurz unser einmaliges Leben ist: Ein paar Herbst, einige Lenze — und dann kommt schon das Ende, der endgültige Abschied von dieser geliebten Erde, von lieben Angehörigen und einer Aufgabe, die uns beschäftigte, für die wir uns einsetzten. Wahrhaft, es scheint wirklich, als sei der Tod der Feind, dem wir rettungslos ausgeliefert sind.

An den Gräbern junger Menschen ist es schwer, eine andere Einstellung zum Tode zu bekommen. Da scheint es tatsächlich, als sei der Tod, das Auslöschen eines Menschenlebens, ganz und gar sinnlos. Wir rechnen aus, wieviel Lebensfreude dem jungen Menschen vorenthalten, wieviel Glück den hinterlassenen Eltern entzogen wurde, als der Sohn, die Tochter starb. Hoffnungen versanken, Wünsche für eine schöne Zukunft welkten dahin wie Heu im Sommer. Gibt es ein grausameres Geschick, als mitten im Leben vom Tod erfasst und weggeführt zu werden?

Viele Gräber aber reden eine andere Sprache. In ihnen liegen wie die Garben einer guten Ernte die alten Menschen. Tröstlich, zuversichtlich sind die Worte, die ihre Denkmäler zieren. «Ich glaube an das ewige Leben», sagt der eine Stein, und ein anderer: «Hier erwartet die Auferstehung XX». Nichts von Enttäuschung und banger Frage ist hier zu lesen. Auf einem Kindergrabe, daran ich fast täglich vorbeikomme, steht der Ausruf des Zweifels, der Qual: «Warum, o Gott, warum?» Bei den Gräbern der Alten wird eine feste Gewissheit lebendig: Es ist gut, aus dieser Zeitlichkeit hinübergehen zu dürfen in das ewige Leben! Die Pilgerfahrt auf Erden war zu Ende, der Leib müde von Kampf und Sieg, das Herz sehnsüchtig nach einem Glück, das wahrer, geistiger ist als das wechselvolle Geschick ir-

discher Laufbahn. Gebrechen und Leiden, Abschied von lieben Angehörigen, die vorausgingen in die ewige Ruhe — des Alters Tragik liess das Herz einsam werden und es suchte Gott mehr und dringlicher als in den Zeiten der Jugend und des Glücks. Was lassen diese alten Menschen zurück, wenn sie sterben? Den kleinen Rest der eigenen «Welt», ein Haus etwa, das sie einst erbauten, Kinder, die sehr selbständig sind und keine Hilfe mehr brauchen — Geld, das schon aufgeteilt und von den Erben erwartet wird. Oder Armut war ihr Teil, und die Sorge um Brot und Unterkunft verdüsterte die letzten Tage und Jahre. Nichts und niemand hält sie hinieden zurück. Sie glauben und hoffen auf ein besseres Jenseits, nachdem ihnen das Leben so wenig gegeben hat.

Letzthin besuchte ich ein Altersheim. In den sauberen, hellen Zimmern sassen die alten Frauen und Männer, manche lagen krank oder gelähmt in den Betten. Klagen hörte ich selten. Nur einige Greise, die starke Schmerzen hatten, sagten, wie froh sie wären, wenn die Qual ein Ende hätte. Für alle aber sprach die alte Dame, die ich in ihrem Einerstübchen besuchte: «Sehen Sie, es wird so viel getan, das Menschenleben zu verlängern. Stolz verkünden die Wissenschaftler, dass es gelungen sei, die Durchschnittslebensdauer wesentlich zu heben. Im Radio hört man die vielen Gratulationen zum 95. Geburtstag. Gewiss werden einige dieser Alten dankbar sein für die Lebensjahre, die ihnen zusätzlich geschenkt sind. Aber wenn wir ehrlich sein wollen — die Mehrzahl der alten Menschen, ob sie bei eigenen Kindern oder im Heim leben, kann den vielgerühmten sonnigen Lebensabend nicht geniessen. Beschwerden und oft auch Sorgen belasten sie, und es wäre ihnen wohler, wenn sie den unabwendbar letzten Gang endlich tun dürften. Wir warten alle ja doch nur auf den Tod — und die Be-

Unter uns gesagt . . . zwischen Sein und Schein!

«Der Schein regiert die Welt!» Stimmt dieser Schiller-Ausspruch tatsächlich? Da wir ja im VSA-Fachblatt «unter uns» sind, dürfen wir uns diese Frage sicher zu beantworten suchen. Ist unser Leben im Heim nur Schein oder tatsächliches, reales Leben? Wollen wir nur dergleichen tun «als ob» . . . , oder «sind» wir voll und ganz die Betreuer unserer Schützlinge? Vergleichen wir einmal unsere theoretischen Grundsätze mit unserer Haltung! Wir wollen daraus keinen Test für gute, mittelmässige und ungenügende Heimmitarbeiter veranstalten — aber interessant wäre es schon!

Das Heim soll Heimat sein!

Heimat ist überall da, wo man geborgen ist, auch in schlechten Zeiten, dann, wenn es uns nicht gut geht und niemand mehr zu uns steht. Die Heimat kann uns nicht ausweisen. Die Heimatgemeinde muss uns aufnehmen wie wir sind: krank, invalid, gestrauchelt, verfemt, gehetzt, aus anderen Kantonen oder Gemeinden verwiesen. Auch das Heim soll gerade solchen Menschen Heimat sein, die in der grossen Welt gestrauchelt oder mit Krankheiten belastet sind. Gerade hier erweist sich die wahre Grösse eines Heimes und seiner Mitarbeiter, wenn es die Aermsten und Schlimmsten zu tragen und zu bergen vermag.

Versuchen wir diese Haltung tagtäglich spüren zu lassen? Können wir diese Schlimmsten und Verstossenen annehmen und vielleicht sogar lieben? Stolpern wir nicht immer wieder über ihre Schatten? Eine Selbstverständlichkeit ist es nicht, aber versuchen könnten wir es . . . wieder einmal!

Der rote Faden!

Es war einmal ein Heimleiter, der glaubte, mit roten Stecken Autorität für sich und seine Mitarbeiter zu erlangen — das ist kein Märchen! Wir brauchen aber keinen roten Stecken, sondern den «roten Faden», der sich durch alles durchzieht, nach dem sich alles aus-

hutsamkeit, mit der man uns umgibt, ist auch ein Zeichen dafür, dass man uns nicht mehr ganz zu den Lebenden zählt! Für uns ist der Tod eine Frage sehr kurzer Zeit und eine wahre Erlösung.»

Wir sollten uns in diesen Tagen des Erinnerns und der Trauer einmal überlegen: Was würde uns geschehen, wenn der Tod nicht mehr wäre? Wenn alte, müde Menschen umsonst warten müssten, dass sie erlöst werden? Dann, meine ich, hätte uns Gott wirklich vergessen, denn das diesseitige Leben, so schön es oft ist, kann nie jenes Mass an Glück und Seligkeit geben, nach dem wir uns sehnen. Solange der Tod die einzige Möglichkeit schafft, das ewige Ziel zu erreichen und Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, sollten wir ihn lieben. Nicht Strafe ist das Sterben für den gläubigen Menschen — nur Uebergang auf der geheimnisvollen Brücke vom Vergänglichen bis zu den Ufern der Ewigkeit.

richtet. Der «rote Faden» führt zum Ziel unserer Heimaufgabe, und das können wir nur erlangen, wenn wir dem «roten Faden» folgen, nachgehen und nicht eigene Wege (bei 30 Mitarbeitern wären das schon 30 Wege!) beschreiten. Wohl sagt ein Sprichwort, dass «alle Wege nach Rom führen», aber heimversorgte Menschen sind gestrauchelte, desorientierte Menschen, die intensive einheitliche und geradlinige Führung benötigen, sollen sie gestärkt und nicht weiter verwirrt werden.

Besteht in unserem Heim dieser «rote Faden», nach dem sich alle richten? Richte ich mich darnach? Oder will ich eine Persönlichkeit für mich . . . ausserhalb der Gemeinschaft! . . . sein? Warum arbeite ich dann in der Gemeinschaft eines Heimes?

Der «Halt» hält uns und unsere Schützlinge!

Der innere Halt ist ein Hauptanliegen von Professor Moor. Sicherlich zu Recht! Denn ohne Halt sind wir und unsere Schützlinge eben haltlos im Strudel und in der Hetze des öffentlichen Lebens. «Halt besitzen wir da, wo wir uns selber zu halten vermögen; Halt haben wir auch dort, wo wir gehalten werden. Dass der innere Halt nichts Gegebenes, sondern etwas immer erst Aufgegebenes ist, kommt vor allem darin zum Ausdruck, dass es zur Ermöglichung der sittlichen Lebensführung immer wieder der Ueberwindung des naturhaften Wesens bedarf», schreibt Moor in «Gehorchen und Dienen».

Ringern wir immer wieder um den eigenen inneren Halt, damit wir unsere anvertrauten Menschen halten können? Wenn wir uns selbst nicht zu halten, zu beherrschen, zu befehlen, zu gehorchen oder zu gedulden vermögen, wie können wir dann vom Schüler oder Patienten verlangen: «Halte dich gut!»?

Verzichten lernen!

«Die Jugend sollte wieder mehr verzichten müssen! Wir konnten auch nicht Moped fahren und Glace essen, wann wir wollten!» Aber wir hatten noch Spielplätze, auf denen wir ungestört spielen durften. Darauf müssen heute viele Kinder verzichten! Früher durften wir mit dem Pferd aufs Feld reiten — heute ist eben das Moped ein billiger Ersatz! Ebenso die Glace! — Verzichtern! Verzichtern wir gerne auf eine interessante Fernsehsendung? Verzichtern wir auf das Glas Bier oder den Kaffee, auch wenn die Schüler auf einer Wanderung sich mit Tee begnügen müssen? Verzichtern wir ohne Murren auf die Freizeit, vielleicht einmal nur!, um eine dringende Arbeit für das Heim oder für den Schützling zu verrichten? . . . , aber dieser soll verzichten können oder lernen!?

Vom gesund leben!

Da wissen wir viel zu erzählen! Vitaminreich soll die Nahrung sein. Aepfel sollen wir mit der Schale essen . . . das «Bützschgi» ist am gesündesten! Nikotin und Alkohol rafften früh die halbe Menschheit hin! Auch genügend Schlaf gehört zum gesunden Leben! Das wissen wir alles und lehren es wortreich unseren Pfinglingen.